

Zeitschrift: DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen
Herausgeber: Verein DrogenMagazin
Band: 21 (1995)
Heft: 6

Artikel: Suchtprävention mit Migranten/-innen
Autor: Schuh, Sibilla
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Suchtprävention mit Migranten/-innen

Der vermehrten Sucht-
gefährdung ausländi-
scher Jugendlicher lie-
gen verschiedene Fakto-
ren zugrunde.

VON SIBILLA SCHUH*

Das oft jahrzehntelange Dauerprovisorium, der fehlende Bezug der Eltern zum Schweizer Umfeld, der Loyalitätskonflikt der Kinder, die zwischen den verschiedenen Welten hin- und herpendeln müssen, der Mangel an Zugehörigkeit hüben und drüben, der Aufschub der Lebensqualität im Hinblick auf die ersehnte Nachmigrationszeit, die Umkehr der hierarchischen Rollenverteilung innerhalb der Familien sind einige der Gründe.

Drei Hauptgründe

Suchtprävention muss hier früh einsetzen und v. a. auf die Arbeit mit den Eltern ausgerichtet sein. Dabei muss je nach Migrationsphase und nach Alter der Kinder von ganz unterschiedlichen Bedürfnissen und Zugangsmöglichkeiten ausgegangen werden.

Drei miteinander verbundene Faktoren scheinen mir besonders wesentlich im Zusammenhang mit der erhöhten Suchtgefährdung von ausländischen Kindern und Jugendlichen:

■ Da sind einmal die Lebensumstände, die Lebensmodelle und die Lebensgestaltung der Eltern, die wiederum mit deren Emigrationserfahrung zusammenhängen

■ da ist die fehlende Zugehörigkeit der Kinder und Jugendlichen im Hin und Her zwischen den verschiedenen Welten mit ihren unterschiedlichen Sprachen, Werten und Normen und der Loyalitätskonflikt, der sich aus diesem Kultur-Switching ergibt;

■ und schliesslich ist es für die Kinder schwierig, sich selbst mit ihren ureigensten Bedürfnissen und Empfindungen wahrnehmen, ernstnehmen und ausdrücken zu lernen, eine eigene Identität aufzubauen, wenn ihr Heranwachsen von ständigen Wechseln geprägt ist, die immer neue Anpassungsleistungen erfordern.

Wenn ich im folgenden über Immigrantenfamilien schreibe, wie sie mir in meinem Berufsalltag begegnen, so ist mir gleichzeitig klar, dass es aus allen Kulturen Migranten/-innen gibt, die die Auswanderung bewusster vollziehen können, und die daher deren Folgen, wie ich sie schildern werde, weniger ausgesetzt sind.

Ich gehe aus von meiner Praxiserfahrung mit Immigranten/-innen vorab aus dem süditalienischen und spanischen Raum und von deren persönlichen und familiären Umständen – bedingt durch die besondere Stellung des Centro Scuola e Famiglia delle Colonie Libere Italiane, in dem ich meine Tätigkeit ausübe, handelt es sich bei meinen Klienten/-innen meist um sozial schwache, wenig integrierte Personen –, um dann die Interventionsmöglichkeiten auf der individuellen wie auf der kollektiven Ebene näher auszuleuchten.

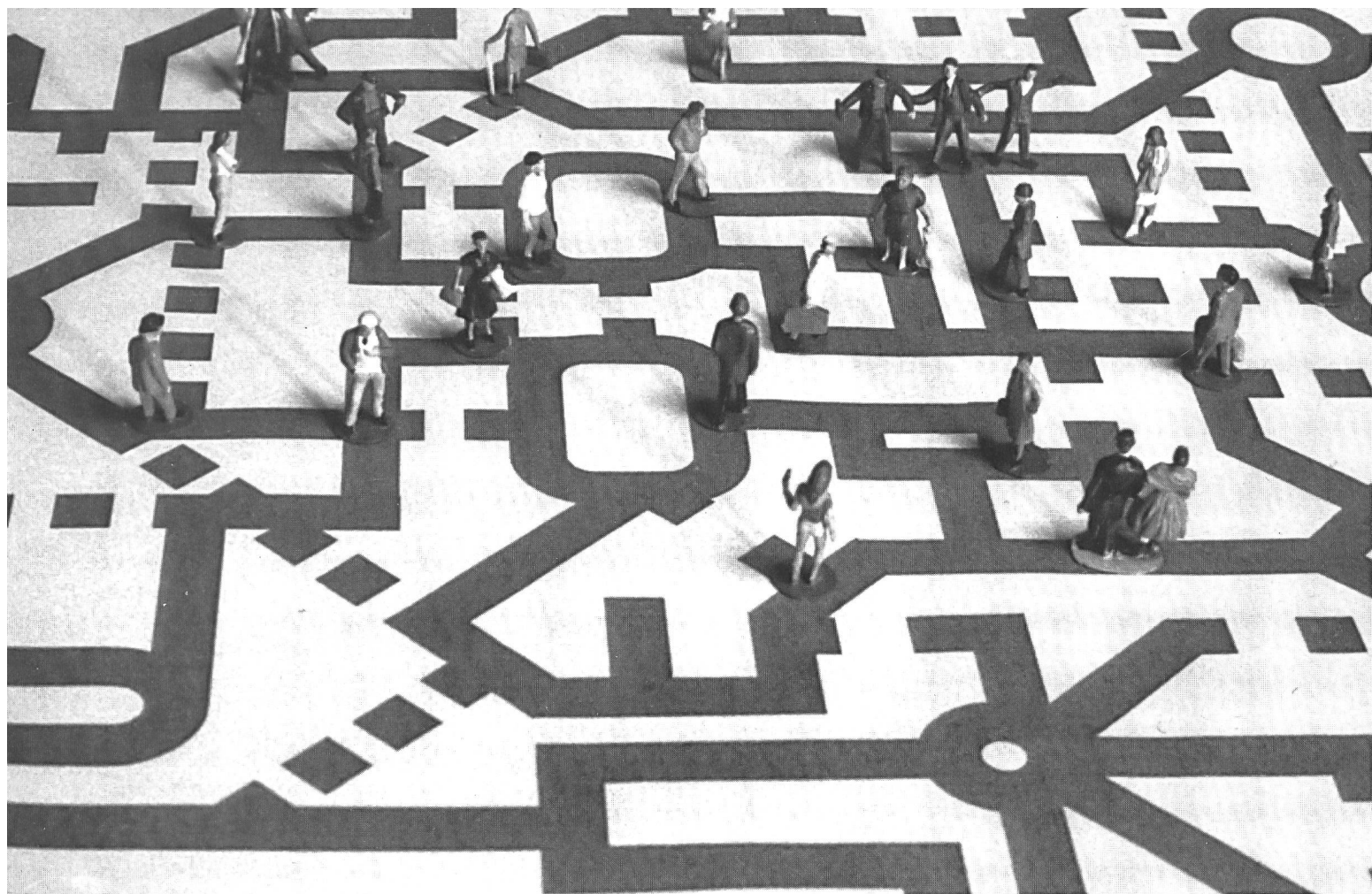
Was ich in bezug auf die typischen intrafamiliären Schwierigkeiten anführen werde, lässt sich weitgehend auch auf andere Migranten/-innen mit vergleichbarem sozialem Status in der Schweiz übertragen, zeigen doch die Erfahrungen, dass in diesem Zusammenhang letztlich die migrationsspezifischen Ursachen viel stärker ins Gewicht fallen

als Aspekte der kulturellen Herkunft der verschiedenen Nationalitäten. Dies zumindest was die Wirtschaftsimmigranten/-innen aus dem Mittelmeerraum anbelangt.

Ursprüngliche Prägung und migrationsbedingte Verunsicherung der Eltern

Zunächst zu den Eltern: Die meisten von ihnen sind in ziemlich homogenen Gesellschaften aufgewachsen, in denen der Austausch mit anderen Kulturen, Normen und Werten nur begrenzt erfolgen darf. Die Überlebenssicherung des/der Einzelnen hängt da stark von seiner/ihrer Einbettung ins Kollektiv ab. Armut, Arbeitslosigkeit und relativ starre soziale Rollenverteilungen geben wenig Spielraum für individuelle Entwicklungsmöglichkeiten im persönlichen und beruflichen Bereich. Da zudem Änderungsversuche zugunsten von Einzelnen immer als auf Kosten der Gemeinschaft gehend verstanden werden, stossen Werte, die in unserer mitteleuropäischen, mittelständigen Gesellschaft zentrale Bedeutung haben, wie Autonomie, Eigenleistung und selbständige Handlungsfähigkeit auf tiefes Misstrauen. (Und damit sind wir schon mitten im Thema Suchtgefährdung, wird doch die Förderung gerade dieser zuletzt aufgeführten Werte oft im Zusammenhang mit der Präventionsarbeit erwähnt.) Die einzige sozial akzeptierte Form der Veränderung ist der Weg in die Emigration, wo der Wohlstand von aussen gemehrt wird und damit nicht zulasten von anderen Mitgliedern der Gemeinschaft geht. Und hier beginnt dann oft eine massiv verunsichernde Gratwanderung, die geprägt ist vom zunehmenden Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgesellschaft einerseits und der fehlenden Integration im Immigrationsland andererseits. Eine Gratwanderung, die um so schwieriger ist, als un-

* Psychologin und Paar- und Familientherapeutin, arbeitet seit 1973 im Centro Scuola e Famiglia delle Colonie Libere Italiane in Zürich mit Migrantenkindern und -familien.



sere Gesetzgebung mit der langwierigen Bewilligungskarriere vom Saisonierstatut bis zur Niederlassung ebenso wie das weitgehende Fehlen von echten Mitsprachemöglichkeiten dem Integrationsprozess in keiner Weise förderlich sind. Das Dauerprovisorium wird den Emigranten/-innen geradezu aufgedrängt: Die Emigrationsjahre werden zum Leben im Leerraum zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Die Hoffnung, diesen unsicheren und erniedrigenden Zustand bald zu überwinden, führt sehr oft zur Fixierung auf forciertes Sparen. Das Haus wird geplant und gebaut, das – zumal in einer Gegend, wo Arbeitslosigkeit herrscht – realistisch gesehen kaum eine Zukunftssicherung bietet, sondern vielmehr zum unbewussten Symbol wird desjenigen Ortes, wo niemand einen mehr vertreiben kann.

Ursprüngliche Zielsetzung, Aufenthaltsbedingungen und Ängste im Zusammenhang mit der Emigration führen zur Überbewertung der Rückkehrpläne. Man flüchtet sich in die oft Jahrzehnte dauernde Selbstbelugung: «In zwei, drei Jahren werden wir zurückkehren ...» Die Auseinandersetzung mit dem Hier und Jetzt darf nicht erfolgen (dies auch

ein Grund, weshalb viele Emigranten/-innen kaum Deutsch lernen), weil sie ja eine Infragestellung der alleinigen Zielsetzung beinhalten würde.

Da die Emigration als provisorischer Zustand verstanden wird, der durch Schwierigkeiten und Entsagungen gekennzeichnet ist, scheint sie unvereinbar mit Lebensqualität. Lustbefriedigung kann höchstens über den Erwerb von materiellen Gütern erfolgen, während die Befriedigung der sozialen und emotionalen Bedürfnisse auf die Zeit nach der Rückkehr in die Heimat verschoben wird. All dies geschieht in der selbstverständlichen Annahme, dass die so erbrachten grossen Opfer später den Kindern zugute kommen und somit in deren Interesse liegen. Die sich aus diesen Lebensumständen unweigerlich ergebenden psychischen und/oder psychosomatischen Störungen werden lange herabgespielt. Zeigen die Kinder dann in der Schule Verhaltensauffälligkeiten und Leistungsstörungen, so werden diese der feindlich gesinnten Umwelt zugeschrieben und unter dem Stichwort «Wenn wir in zwei oder drei Jahren zurückkehren, lösen sich die Probleme von selbst» in ihrer Bedeutung nicht oder wenig wahrgenommen und ange-

gangen. Höchstens wird versucht, den Druck zusätzlich zu erhöhen (durch Zweit- und Drittarbeit der Eltern, «um die Rückkehr zu beschleunigen», und durch schulischen Zusatzunterricht für die Kinder). Viele der Familien halten auf diese Weise die Illusion der baldigen Rückkehr, gekoppelt an das Ausblenden des hiesigen Umfeldes und der hiesigen Realitäten, seit zehn oder zwanzig Jahren lebendig: Lebensformen, die zweifellos in massivem Ausmass Suchtcharakter haben.

Wesentlich scheint mir dabei auch, dass bei diesen Eltern der Glaube an die Möglichkeit, die Umstände hier und jetzt durch Eigeninitiative verändern zu können, weitgehend fehlt. Entsprechend gross ist denn auch die implizite oder explizite Abwehr gegen alle Hilfestellungen, die auf eine Stärkung der Handlungsfähigkeit abzielen.

Auswirkungen auf Erziehungsverhalten und Familienstrukturen

Nun, wie wirkt sich dies alles auf das Familienleben aus? Eine erste Schwierigkeit betrifft die Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen den Eltern.

In den meridionalen Herkunftsgesellschaften besprechen und lösen die Frauen ihre Probleme meist innerhalb der Frauengemeinschaft, die Männer entsprechend die ihren unter sich. Die Ehe wird weitgehend als Zweckgemeinschaft verstanden. In der Emigration fehlen nun diese sozialen Netze der Frauen- und Männerkollektive wie auch die schützende und stützende Grossfamilie. Partnerschaftliche Modelle zur Bewältigung der anfallenden Probleme fehlen.

Davon abgesehen ist das Erziehungsverhalten vieler Emigranteneltern generell vom Gefühl der eigenen Hilflosigkeit, des eigenen Ungenügens geprägt. Viele Eltern leben in der Vorstellung, sie hätten ihren Kindern im Hinblick auf ihre Karriere im Immigrationsland nichts Sinn- und Wertvolles anzubieten. Sie empfinden ihre eigenen Kindheitserfahrungen als minderwertig und verzichten daher auf die Weitergabe ihres Wissens, ihrer Erfahrungen, und auch jener Kreativität, zu der sie als Kinder in einer Welt der Armut gezwungen waren. Die innerfamiliäre Kommunikation beschränkt sich auf das absolute Mindestmass, wodurch die Kinder in den ersten Jahren nicht die nötigen Grundlagen in der Muttersprache erwerben können, um darauf die Zweitsprache aufzubauen. Sobald dann die Kinder mit dem Schweizer Umfeld in Berührung kommen (im Kindergarten und in der Schule, manchmal auch schon in der Krippe), vollzieht sich in der Familie eine Umkehr der hierarchischen Strukturen. Vor allem das Erstgeborene übernimmt in der Familie eine Bahnbrecherrolle. Es muss zwischen den Eltern und Lehrern, Hausbesitzern, Arbeitgeber und Behörden vermitteln und gerät dadurch in eine Überforderungssituation, die oft Angst und Depressivität auslöst. Handelt es sich beim Erstgeborenen um ein Mädchen, dann gerät es in einen zusätzlichen Konflikt, indem es einerseits anhand von

rollenspezifischen Erziehungsmodellen angehalten wird, brav und gehorsam zu sein, und andererseits gegen aussen Funktionen übernehmen muss, die sehr viel Autonomie erfordern.

Widersprüchliche Doppelbotschaften prägen ganz allgemein das Leben vieler dieser Kinder. Aufgrund der eigenen, vielfach negativen Erfahrungen im Emigrationsland und der daraus hervorgegangenen oft recht starren Feindbilder richten die Eltern an ihre Kinder die Botschaft: «Du musst gut sein in der Schule, musst Deutsch lernen, aber lass Dich ja nicht auf diese Welt ein, die uns feindlich gesinnt ist», eine Botschaft, die natürlich lähmend wirkt.

Die fehlende Differenzierung, die in dieser Botschaft enthalten ist («Die Schweizer/Nachbarn/LehrerInnen sind alle gegen uns, weil wir Ausländer sind») wirkt zudem insofern massiv verunsichernd, als die Kinder, die aufgrund ihrer Kontakte mit dem Umfeld ja oft andere Erfahrungen machen, der eigenen Wahrnehmung nicht mehr trauen können.

Die Kinder stehen in einem tiefen Loyalitätskonflikt: Folgen sie dem Modell der Eltern, die den Austausch mit dem Schweizer Umfeld auf das absolut notwendige Mindestmass beschränken, müssen sie in der Schule versagen. Sind sie dagegen in der Schule erfolgreich, lernen sie Deutsch, dann zahlen sie den Preis der inneren Entfremdung von den Eltern, der inneren Heimatlosigkeit.

Suchtprävention beginnt bei den Eltern

Suchtprävention – das versuchte ich anhand des Bisherigen aufzuzeigen – darf für diese Kinder und Jugendliche nicht erst gegen Ende der Schulzeit einsetzen. Zu viele Risikofaktoren prägen ihre frühe Kindheit und Primarschulzeit. Um aber die Kinder in diesen früheren Pha-

sen zu entlasten, muss primär mit den Eltern gearbeitet werden, müssen diese gestärkt werden insbesondere in bezug auf ihre Handlungsfähigkeit, ihren Realitätsbezug und ihre Möglichkeiten, auch im Emigrationsland die elterlichen Unterstützungs- und Modellfunktionen wahrzunehmen.

Grundsätzlich müssen wir dabei von folgenden Bedürfnissen ausgehen:

■ dem Bedürfnis nach Austausch: Wie wir gesehen haben, fehlen in der Emigration die traditionellen Austauschmöglichkeiten, die in der Dorfgemeinschaft durch die Frauen- und Männerkollektive und durch die Grossfamilie gegeben sind.

Hier muss Ersatz geschaffen werden, wobei sich lokale Elterngruppen, wie sie im Rahmen der italienischen Gemeinschaft Anfang der 70er Jahre von den alten, eingessenen Emigrantenorganisationen aufgebaut wurden, als bewährtes Mittel erwiesen haben.

■ Weiter besteht das Bedürfnis nach vermehrter Information, um die Orientierung im fremden Umfeld zu erleichtern.

Hier muss primär an Elternabende und -kurse gedacht werden, natürlich in der Muttersprache, aber auch an Informationskanäle, über die auch leseungewohnte Personen erreicht werden können, wie Comics und audio-visuelle Mittel.

■ Dann ist da das Bedürfnis nach Anregungen und Stützung im erzieherischen Bereich, das von den direkt Betroffenen aufgrund der eingangs geschilderten Umstände oft nur partiell wahrgenommen wird. Wir müssen dabei berücksichtigen, dass die Eltern, mit denen wir konfrontiert sind, meist im Kinderrudel der Dorfgemeinschaft aufgewachsen sind in Zeiten und Gesellschaftsstrukturen, in denen Freizeitgestaltung kein Thema war, in denen sich das Leben in grösseren Gemeinschaften abspielte – es war daher auch nicht erforderlich, innerhalb der Kleinfami-

lie erzieherische Regeln zu besprechen und umzusetzen – und in welchen Erwachsene kaum gezielt mit ihren Kindern spielten.

Auch hier kann versucht werden, im Rahmen von Elternabenden und -kursen und über geeignete Informationsmittel Anregungen zu vermitteln. Es müssen aber daneben Auffangmöglichkeiten geschaffen werden, um in besonders problematischen Situationen mit einzelnen Familien – auch hier natürlich in ihrer Muttersprache – erzieherisch tätig zu werden.

■ Und schliesslich ist da noch das Bedürfnis nach Hilfe bei der persönlichen Neuorientierung in Bezug auf die eigenen Lebensmodelle und -prioritäten: auch dies ein Bedürfnis, das von den Betroffenen kaum als solches wahrgenommen wird (oder dann nur im Sinne der eigenen Not, der man sich ausgeliefert fühlt). Hier geht es dann mehr um eine familientherapeutische Arbeit.

Verständnis ist Voraussetzung

Wie auch immer die Elternarbeit mit Immigranten/-innen gewichtet und ausgerichtet ist, wesentlich ist eines: Die Grundlage der Arbeit muss das Verständnis für die persönliche Situation der Betroffenen, ihre Überforderung, ihre Ängste und ihre Ohnmacht bilden. Nur aus diesem Verständnis heraus sind Schritte zur Veränderung überhaupt möglich. Wenn dagegen fremde, einer anderen Kultur entstammende Fachleute in eine solche Familie eindringen, indem sie z.B. aus ihrer Beziehung zu den Kindern heraus die praktizierten erzieherischen Modelle direkt in Frage stellen, so führt dies – wie die Erfahrung zeigt – meist zur rigiden Abwehr und Abkehr der bereits in ihrer Ohnmacht-verhafteten Eltern. Andererseits kann es auch sehr problematisch sein, sich einseitig den Kindern und Jugendlichen

zuzuwenden, ihnen ohne Einbezug der Eltern therapeutisch zukommen zu lassen, da so oft ihr Loyalitätskonflikt noch zusätzlich verschärft wird.

Doch schauen wir einmal ganz konkret die Angebote im Bereich der Elternarbeit an, die sich bei einer alten Immigrantengruppe, wie derjenigen der ItalienerInnen, bewährt haben. Ich gehe dabei von der Hypothese aus, dass gewisse Entwicklungen in Bezug auf die Betreuungs- und Informationsbedürfnisse in anderen, neueren Immigrantengruppen ähnlich verlaufen könnten. Dabei ist allerdings festzuhalten, dass der hohe Organisationsgrad der ItalienerInnen und v.a. auch die erwähnten Elternkomitees eine ausgezeichnete Basis darstellte, um mit einer grossen Streubreite Elternarbeit zu betreiben. So wie das Centro als psychologische Beratungsstelle aus dieser mehr animatorischen Arbeit herausgewachsen ist, so blieb es ihm in den über 20 Jahren

seines Wirkens immer ein Anliegen, kollektive (Elternabende und -kurse, Weiterbildung für Mitglieder der Elternvereine, usw.) und individuell auf einzelne Kinder, Eltern und Familien zugeschnittene Angebote (psychologische Abklärungen und Beratungen, Familientherapien usw.) nebeneinander laufen zu lassen. Gehen wir zunächst von den kollektiven Angeboten aus:

Über kollektive Angebote breite Streuwirkung erzielen...

Erfahrungsgemäss ist es sehr schwierig, die Eltern von Vorschulkindern zu erreichen, es sei denn, diese besuchen eine Kinderkrippe. Die Gründe dafür sind verschiedenartig. Am meisten fällt dabei ins Gewicht, dass der Präventionsgedanke in der Emigration kaum verankert ist. Es ist dadurch schwierig, z. B. den Zusammenhang zwischen emotionaler Zuwendung, guten sozialen Kontakten und gezielten Förderspielen einerseits und dem späteren Schulerfolg andererseits verständlich zu machen, oder auch etwa denjenigen zwischen einer erschweren Autonomieentwicklung im Alter von drei bis vier Jahren und der späteren Suchtgefährdung. Eltern in dieser Phase sind nicht sehr motiviert, Anregungen für den Umgang mit ihren Kindern einzuholen. Dennoch scheint es uns nötig und sinnvoll, z. B. Kurse anzubieten, in denen das Verständnis für obige Zusammenhänge geweckt wird und gezielte Hinweise vermittelt werden können.

Daneben kann beispielsweise die Isolation der Mütter und das Bedürfnis nach einem Austausch mit anderen Frauen mit Kleinkindern die Grundlage für Spielgruppen in der eigenen Muttersprache bilden. Im Rahmen solcher Gruppen ist es möglich, einerseits die Kinder bewusst zu fördern (in diesem Alter ist die Festigung der Muttersprache



sinnvoll im Hinblick auf den späteren Erwerb der Zweitsprache) und gleichzeitig in der Gruppe der Mütter migrationspezifische Themen zu bearbeiten und Informationen und Anregungen zu vermitteln.

Mit dem Kindergartenbeginn und v. a. dem Schuleintritt der Kinder wächst das Bedürfnis der Eltern nach gezielten Informationen, z. B. über unser vielerorts sehr komplexes Schulsystem mit seinem weitgefächerten Sonderklassenangebot und seinen Übertritts- und Promotionsverfahren, über die Möglichkeiten zur Unterstützung der Kinder, über die Zusatzkurse in heimatlicher Sprache und Kultur. Hier steht das Bedürfnis nach verbesserter sachbezogener Orientierung gegen aussen im Vordergrund. Später muss auch über unser in den Mittelmeerländern eher unbekanntes Berufsbildungssystem informiert werden, über Berufswahl und Lehrstellensuche.

Die Erfahrungen mit den Italienern/-innen haben gezeigt, dass erst nach und nach mit zunehmender Sättigung des Informationsbedürfnisses gegenüber dem Umfeld auch die Bereitschaft und das Interesse der Eltern wachsen für Veranstaltungen, die mehr erzieherische Aspekte betreffen. Aber auch heute noch muss in der Propaganda für einen solchen Anlass auf deren «Nützlichkeit» für den Schul- und Berufserfolg hingewiesen werden.

Sind die Kinder einmal im Jugendlichenalter, erfolgt oft auch bei den Eltern eine Neuorientierung. Die Ablösung der Kinder, die sich zunehmend an den Werten und Normen des Immigrationslandes ausrichten, bewirkt eine Relativierung der Rückkehrpläne und eine Annäherung an die Realitäten des schweizerischen Umfeldes. Fragen des Umgangs zwischen den Eltern und den adoleszenten Kindern, Ängste bezüglich Drogen und Aids, aber auch Trauer über die so einseitig auf die Rückkehr ausge-

richteten Emigrationsjahre stehen nun oft im Zentrum der animierten Diskussion in Kursen mit Eltern und Jugendlichen. Dabei ist es auch wesentlich, auf die unterschiedlichen Adoleszenzerfahrungen der Eltern und der Jugendlichen im Spiegel der unterschiedlichen sozialen und gesellschaftlichen Hintergründe einzugehen.

Soviel zu den generellen Angeboten, die wir von unserer Beratungsstelle her meist in Zusammenarbeit mit den lokalen Elternkomitees machen, sei dies aus organisatorischen Gründen, sei es, um deren Multiplikatorenfunktion zu stärken.

... und individuelle Auffang- und Vertiefungsmöglichkeiten schaffen

Dazu kommt die gezielte Arbeit mit einzelnen Familien, die eine intensivere Betreuung brauchen, resp. deren Bedürfnisse nicht mit öffentlichen Angeboten angegangen werden können. In der Arbeit mit diesen Familien steht nach meiner Erfahrung ebenfalls die Stärkung der Kompetenz der Eltern ganz im Zentrum. Gerade die im einleitenden Teil erwähnte Inversion der hierarchischen Rollen, die charakteristisch ist für viele Emigrantenfamilien, führt zu einer massiven Desorientierung der ganzen Familie und zur Überforderung der Kinder, welche sich dann oft in einer späteren Phase jeder Kontrolle entziehen und an gefährdenden und gefährdeten Peergruppen orientieren. Hier gilt es, stützend einzugreifen. Die erzieherischen Ressourcen der Eltern müssen gefördert werden. Die innerfamiliäre Kommunikation muss in der Muttersprache gestärkt werden. Erst wenn auf diese Weise die Eltern über längere Zeit in ihrer Rolle aufgewertet und unterstützt worden sind, wird es auch möglich sein, neue Anregungen einzubringen. Dies betrifft auch ganz allgemein die mitge-

brachten Erziehungs- und Beziehungsmodelle, die hier im Immigrationsland eben manchmal nicht mehr funktionell sind. Da ist es wichtig, diese nicht direkt in Frage zu stellen, sondern mit der Familie zurückzugehen und die ursprüngliche Logik eines Verhaltensmusters zu hinterfragen, um es dann – erst nach der Aufwertung und Anerkennung seines ursprünglichen Sinns! – gemeinsam auf seine Anwendungsmöglichkeit in der Schweiz zu überprüfen.

Die Arbeit mit diesen Familien erfordert viel Geduld und Beharrungsvermögen. Auch winzige Schritte hin zu einer vermehrten Bereitschaft, sich mit dem hiesigen Umfeld auseinanderzusetzen, die Bedürfnisse des Hier und Jetzt wahr- und ernstzunehmen, erfordern oft monatelange Arbeit, so stark ist das Gefühl der eigenen Handlungsunfähigkeit bei den Männern meist noch in stärkerem Ausmass als bei den Frauen.

Ganz besonders tritt einem im Kontakt mit diesen Familien immer auch wieder entgegen, dass mit der Emigration Werte wie Vergnügen, Freude, Entspannung, Lust scheinbar ihre Existenzberechtigung verlieren und nur Raum in den Projektionen auf die «bessere Zukunft» nach der geplanten Rückkehr ins Heimatdorf haben. Auch hier geht es darum, einzelne Elemente davon in die Gegenwart einzuflechten – angesichts der unter dem Motto «Wir sind hier, um Opfer zu erbringen für die Zukunft» hervortretenden massiven Widerstände allerdings zumindest anfänglich nur in winzigen Dosen.

Sehr beeindruckend ist es immer wieder zu erleben, wie unmittelbar positiv sich auch aus unserer Sicht winzige Schritte hin zu einer vermehrten Lebensqualität und einem stärkeren Sich-Einlassen der Eltern auf das schweizerische Umfeld auf die Kinder auswirken, was v. a. anhand von Leistungssteigerungen in der Schule und der Beruhigung von Verhaltenssymptomen erkennbar ist.

Enttabuisierung der Drogenproblematik innerhalb der ausländischen Gemeinschaften

All diese auch unter Primär- oder Sozialprävention summierbaren Hilfestellungen gehören zum traditionellen Angebot, das das Centro im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte aufgebaut hat. Die steigende Zahl von jugendlichen Italiern/-innen v. a. in der Folienraucherszene hat uns in den letzten Jahren aufhorchen lassen. Weshalb gerade die ItalienerInnen? (Gemäss einer noch unveröffentlichten öffentlichen Untersuchung in Basel, war ihre Präsenz innerhalb der Folienraucherszene 1993 viermal höher als diejenige der SchweizerInnen!). Ist es denkbar, dass in einer alten Immigrantengemeinschaft die Pro-

blematik der Zugehörigkeit zusätzlich verschärft wird, indem die Identifikation mit der Herkunftsgesellschaft immer schwächer spürbar ist, und dass dadurch die Orientierungslosigkeit und damit die Anfälligkeit auf den Druck von gefährdeten und gefährdenden Peergruppen zunimmt? Wie auch immer die Interpretation dieses neuen Phänomens ausfällt, es drängen sich direktere Aktionen und Angebote im Zusammenhang mit der Drogenfrage auf. Seit 1993 hat das Centro dieses Bedürfnis im Rahmen einer Reihe von Projekten aufgenommen, die u. a. vom Bundesamt für Gesundheitswesen und von der Schweizerischen Stiftung für Gesundheitsförderung unterstützt werden, und die sowohl Elternabende und -kurse, Kurse für LehrerInnen der italienischen Muttersprachkurse und Suchtpräventionseinsätze in den ita-

lienischen Schulen umfassen, wie auch eine weitgestreute Öffentlichkeitsarbeit mittels Plakaten, Flugblättern und Artikeln in der italienischen Emigrantenszene und einen verstärkten Austausch mit Fachleuten in diesem Bereich. Ziel dieser direkteren Konfrontation mit Drogenfragen ist v. a. die Enttabuisierung der Problematik, die gerade in ausländischen Familien noch sehr oft als «Familienschande» erlebt und entsprechend nach aussen abgeschirmt wird. Die zumindest bei unserer Beratungsstelle deutlich steigende Zahl von italienischen Eltern und Jugendlichen, die den Mut finden, mit dieser Thematik fachliche Hilfe zu suchen, scheint mir ein ermutigendes Echo auf diese Aktionen zu sein. ■

NEUERSCHEINUNGEN

- ☛ U.E.Kemmesies
Kompulsive Drogengebraucher in den Niederlanden und in Deutschland
Die offene Drogenszene in Amsterdam und Frankfurt a.M. - eine lebensweltnahe, systematische Vergleichsstudie
1995, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit Band 7, 326 S., Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin, ISBN 3-86135-066-1
- ☛ R. Brosch, G. Juhnke
Jugend und Sucht
Ein Ratgeber
1995, 400 S., Fr. 74.-, Verlag ORAC, Wien, ISBN 3-7007-639-1
- ☛ T. Voltz
Scientology und (k)ein Ende
1995, 292 S., Fr. 36.-, Patmos/Walter/Benzinger, Düsseldorf, ISBN 3-530-89980-1

- ☛ J. Schmitt-Kilian
Ratgeber Drogen
Vorbeugung-Konfliktlösung-Therapie
1995, 200 S., Fr. 29.80, Patmos/Walter/Benzinger, Düsseldorf, ISBN 3-491-72325-6
- ☛ C. Keppler
Bulimie
Wenn Nahrung und Körper die Mutter ersetzen
1995, 192 S., Fr. 26.80, Patmos/Walter/Benzinger, Düsseldorf, ISBN 3-530-88251-8
- ☛ Ch. Wolfrum, H. Papenfuss
Wenn die Seele nicht satt wird
Wege aus Magersucht und Bulimie
1995, 29.80, Patmos/Walter/Benzinger, Düsseldorf, ISBN 3-491-50008-7
- ☛ H. Stöver (Hrsg.)
Arbeit, Ausbildung und Qualifikation für Drogengebraucher in Substitutionsbehandlung

- 1995, 176 S., Deutsch AIDS-Hilfe e.V., ISBN 3-930425-11-4
- ☛ S. Scheerer
special: Sucht
1995, 127 S., Rowohlt Taschenbuch GmbH, Reinbek bei Hamburg, ISBN 3-499-16367-5
- ☛ K. Krollpfeiffer
Auf der Suche nach ekstatischer Erfahrung
Erfahrungen mit Ecstasy
1995, 294 S., Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin, ISBN 3-86135-455-1